Das weiße Zimmer

Roman von Fergus Hume.

(31. Fortsetzung und Schluß.)

22. Kapitel.

So endete der Fall, der alle Welt und die Polizei so lange beschäftigt hatte. Aber weder die Polizei noch die Welt erfuhren je die Wahrheit.

Vierzehn Tage nach Jaschers Tode war Arnold Calvert mit seiner Braut zusammen und erzählte ihr alle Einzelheiten. Laura weinte heftig.

„Oh, Arnold, es ist entsetzlich für Julia! Was wird sie nun tun?"

„Sie tut das klügste, was es nur gibt, sie heiratet Walter Feller noch einmal ganz heimlich und dann gehen sie miteinander auf Reisen. Kein Mensch wird je die Wahrheit erfahren. Ich werde Sorge dafür tragen. Derrick hat die Verfolgung der Angelegenheit längst als aussichtslos aufgegeben. Das einzige, was er nun tun wird, ist: aufpassen, ob Flora Brands Gatte je nach dem Hause in der Blumenstraße zu Hampstead zurückkehrt. Das wird aber nicht geschehen. Und schließlich wird Derrick auch das aufgeben."

„Hat Jascher denn nicht ein Geständnis abgelegt, bevor er starb?"

„Ja, aber nur für mich und Tracey. Er ist nicht gleich gestorben, nachdem seine Frau auf ihn geschossen; er wurde ins Hospital gebracht und starb erst drei Tage später. Nachdem er das Bewußtsein wieder erlangt, ließ er Tracey und mich rufen und beichtete. Wir schrieben nieder, was er gestanden, und ließen ihn unterschreiben, um falls jemand anders fälschlich beschuldigt werden sollte, einen Beweis in Händen zu haben. Ich will Dir das Geständnis vorlesen."

Arnold holte ein Schriftstück aus seiner Tasche und las:

„Ich, Rudolf Baldwin, besser bekannt als Privat-Detektiv Jascher, beschwöre hiermit unter meinem Eide und als Sterbender folgendes: Ich traf mit Professor Bocaros zusammen, als ich mich in der Nähe des Hauses meiner Frau herumtrieb. Ich schlich mich in sein Vertrauen und besuchte ihn sehr oft. Er hatte keine Ahnung, daß ich Frau Baldwins Gatte sei. Er erzählte mir von seiner traurigen Lage und daß eine Cousine von ihm ein ungeheures Vermögen geerbt habe. Eines abends erzählte er mir, wie er entdeckt, daß Flora Brands Gatte und Walter Feller ein und dieselbe Person sei. Ich sah gleich, daß hier Geld zu machen sei. Ich sagte ihm, er solle Frau Brand einen Wink geben, daß ihr Mann sie betrüge. Wir konnten dann sein Geld aus dieser Geschichte schlagen, wenn die beiden sich in der Villa Ajax trafen. Bocaros ahnte nicht, daß es auf einen Mord abgesehen war. Er dachte nur, ich würde, wenn die beiden da wären, in die Villa kommen und damit drohen, Frau Feller die ganze Sache zu hinterbringen und Herrn Feller wegen Bigamie anzuzeigen, wenn ich nicht eine bedeutende Summe erhielte. Darum ging er auf meinen Plan ein.

Meine Idee war folgende: Frau Brand sollte ein Testament zugunsten des Professors machen; wenn sie das getan, wollte ich sie ermorden und ihre Millionen mit Bocaros teilen. Ferner wollte ich ihn in die Villa locken, damit er vielleicht in den Verdacht käme, der Mörder zu sein. Für den Fall, daß etwas schief gehen sollte, hatte ich Arnold Calvert und Fräulein Mason ebenfalls in die Villa bestellt. Natürlich mußte auch Feller da sein. Kam mir also irgend etwas dazwischen, dann konnte ich Feller, Calvert oder Bocaros als Mörder verdächtigen. Ich wollte eine Menge Geld machen und dann nach Amerika gehen.

Bocaros tat alles, was ich wollte. Er überredete Frau Brand, einen Wachsabdruck von dem Schlüssel ihres Gatten zu nehmen, er ließ drei Schlüssel danach anfertigen — einen für Frau Brand, einen für sich selbst und einen extra. Er gab Frau Brand einen, behielt selber einen, der dritte lag in seinem Zimmer und den nahm ich eines Tages weg. Als er danach fragte, leugnete ich, ihn genommen zu haben. Diesen Schlüssel schickte ich Calvert im Namen Fräulein Masons per Brief und bat ihn, um halb zehn in die Villa zu kommen. Ich fälschte auch einen Brief, der angeblich von Calvert an Fräulein Mason kam, und in dem sie gebeten wurde, um halb zehn vor der Villa zu sein. Dann veranlaßte ich Bocaros, seine Cousine zu überreden, daß sie an Feller schriebe, er solle bestimmt am Abend des 24. Juli in der Villa Ajax sein. Mein Plan ging dahin, alle Beteiligten in der Villa zu haben — eigentlich hätte ich auch noch Frau Feller mit in die Sache verwickeln können, denn ich wußte, daß sie ihrem Mann an jenem Tage gefolgt war. Hätte sie ihn nicht auf dem Bahnhof Liverpool Straße aus den Augen verloren, wäre sie auch in die Geschichte verwickelt worden.

Nachdem ich alles so arrangiert hatte, holte ich Frau Brand ab und führte sie in die Villa Ajax. Bocaros, der uns dort erwarten sollte, war nicht da. Frau Brand gab mir ihren Schlüssel und wir gingen in die Villa. Niemand sah uns. Wir gingen in das weiße Zimmer und hier erzählte ich ihr die Schurkerei ihres Gatten. Ich muß hier noch einfügen, daß der Professor mich Frau Brand vorgestellt hatte als den Mann, der in dieser Angelegenheit ganz genau Bescheid wußte.

Ich war also mit Frau Brand im weißen Zimmer. Sie war furchtbar aufgeregt über das, was ich ihr gesagt. In ihrer Empörung zog sie einen Dolch aus der Tasche und drohte, ihren Mann damit töten zu wollen. Dann besah sie sich den Dolch und sagte mir, er gehöre Herrn Calvert, er habe ihn aus Versehen bei ihr liegen lassen. Ich beruhigte Frau Brand und nahm ihr die Waffe weg. Sie setzte sich auf den Stuhl, der vor dem Piano stand. Ich trat hinter sie und erhob den Arm, um sie zu töten. Als ich ihr den Dolch in den Rücken stieß, schrie sie laut auf und warf sich auf mich. Sie packte meine Uhrkette und riß mir ein Medaillon ab, das ein Bild meiner Frau enthielt. Ich bemerkte diesen Verlust damals nicht gleich, sondern erst später. Gleich darauf starb sie. Ich ließ sie liegen und versteckte mich. Dann kam Feller und fand sie. Er warf den Dolch in die Müllgrube. Während er das tat, kam Fräulein Mason. Sie wartete eine Weile, da Herr Calvert jedoch nicht erschien, ging sie wieder. Dann kam der Professor. Ich hatte den Schlüssel, den mir Frau Brand gegeben, behalten und trat nach Bocaros ein. Es war niemand zu sehen. Ich ging in das Haus und sah den Professor vor der Leiche stehen. Ich beschuldigte ihn der Tat. Er leugnete. Ich beharrte jedoch auf meiner Beschuldigung, da mir das Gewalt über ihn verlieh. Ich ging mit ihm fort. Später kam Calvert; auch er ging wieder weg; Feller benutzte zur Flucht das Automobil des Amerikaners. Als Miller das Haus betrat, war niemand mehr darin anwesend.

Später kam Bacaros zu mir in mein Bureau und übertrug mir, wie zwischen uns abgemacht, die Verfolgung der Angelegenheit. Ich konnte also die Dinge drehen und wenden, wie es mir beliebte. Da erfuhr Bocaros, daß Frau Brand ihn gar nicht zum Erben eingesetzt hatte, sondern Arnold Calvert. Nun, da Bocaros das Geld verloren, sann ich auf Mittel und Wege, um es wiederzubekommen. Ich beschloß, den Verdacht auf Calvert zu lenken. Dieser, der keine Ahnung von meinen Absichten hatte, betraute mich mit der Verfolgung des Mörders. Und ich verfolgte ihn selbst. Hätte er an jenem Abend nicht die Zeit verschlafen, dann hätte er in der Falle gesessen. Daraus hätte ich eine Menge Geld schlagen können.

Die durch Tracey herbeigeführte Entdeckung des Tagebuches der Frau Brand lenkte die Spur auf Feller. Und als dieser beichtete, brachte er das bei der Toten gefundene Medaillon zum Vorschein. Nun geriet Bocaros in Angst und gestand alles. Das Resultat war, daß ich flüchten mußte, denn die Auffindung des kleinen Schmuckstücks war der zwingendste Beweis für meine Schuld. Ich suchte Zuflucht bei meiner Frau — aber sie schoß auf mich. Sie sagte, sie hätte mich für einen Einbrecher gehalten."

„Das hat sie doch auch wirklich getan?" unterbrach ihn Laura.

„Natürlich, Laura," antwortete Arnold. „Hätte sie gewußt, daß es ihr Mann war, so würde sie doch, so wenig Liebe sie auch für ihn übrig hatte, nicht auf ihn geschossen haben. Und Du weißt ja, daß Frau Baldwin als „nichtschuldig" von dem Gericht freigesprochen wurde."

„Gott sei dank! Lies weiter."

„Weiter steht nichts von dem Geständnis," sagte Arnold und steckte das Schriftstück wieder ein. „Ich werde das Schriftstück versiegelt in den Dokumentkasten bei meinem Rechtsanwalt legen. Gott sei dank, Schatz, daß unsere Sorgen und unsere Angst ein Ende haben."

Während Laura und Arnold dieses Gespräch in dem einen Zimmer führten, saßen Frau Feller und ihr Mann in einem anderen. Walter Feller, ganz gebrochen vor Scham und Reue, lehnte in einer Ecke des Sofas, er hatte soeben eine gründliche Beichte abgelegt, und seine Frau glühte vor Zorn und Empörung.

„Oh, Du Feigling — Du erbärmlicher Wicht!" rief sie außer sich. „Wie durftest Du es wagen, mich zu heiraten und diese Schmach über mich zu bringen! Ich habe Dich immer nur für einen Schwächling gehalten! Aber Du bist ja ein Schurke — schlimmer als ein Schurke! Du bist an dem Tode der armen Frau schuld!"

„Ich habe sie nicht getötet," stöhnte Feller und drückte das Gesicht in die Kissen.

„Die Tat begangen hast Du freilich nicht, aber Du bist die Ursache dazu! Hättest Du nicht dieses erbärmliche Doppelleben geführt, wäre die arme Frau nie ermordet worden!"

„Es ist aber daran doch nichts mehr zu ändern," rief Feller plötzlich und richtete sich halb empor. „Calvert hat alles so klug eingefädelt, daß nichts in die Oeffentlichkeit gedrungen ist. Kein Mensch wird je etwas erfahren, wenn Du nicht selber —"

„Ich!" brauste Frau Feller auf. „Wofür hältst Du mich denn? Glaubst Du, ich werde mich dem Gespött Deiner und meiner Freunde preisgeben und mich ihnen als eine entehrte Frau vorstellen? Du hast mir verschiedenes gestehen müssen, als Du in der Mordnacht nach Westkliff zurückkehrtest. Daß Frau Brand aber Deine Frau sei, das ahnte ich allerdings nicht! O, Du Lügner, Du elender Betrüger —"

„Diese Schimpferei hat doch gar keinen Zweck," versetzte Feller mürrisch.

„Nein, sie hat keinen Zweck. Ich habe große Lust, Dich zu verlassen—"

„Ich kann Dich nicht daran hindern," unterbrach er sie.

„Aber Du bist der Vater meines Kindes. Außerdem bist Du ein armes, beklagenswertes Geschöpf, das dringend einer starken Hand bedarf. Wir werden uns in aller Stille noch einmal verheiraten und auf Reisen gehen. Wenn wir nach einiger Zeit zurückkommen, kaufen wir uns ein Landhaus und leben in aller Stille auf dem Lande nicht weit von London, damit ich leicht in die Stadt fahren und mich um das Geschäft kümmern kann. Von jetzt an werde ich alles allein in die Hand nehmen. Du bist nur noch eine Null."

„Das bin ich ja von jeher gewesen," murmelte Feller bitter.

„Das wäre also abgemacht. Wir wollen nun nicht mehr darüber reden. Laß uns Freunde sein. Lieben kann ich Dich nicht — nicht einmal achten kann ich Dich. Aber um des Kindes willen wollen wir Freunde sein."

„Du wirst mich ja doch bloß mit Füßen treten," versetzte Feller tonlos.

„Nein, das werde ich nicht," entgegnete Frau Feller mit weicherer Stimme als bisher, „ich werde nicht hart gegen Dich sein, Du bist ja ein bedauernswerter Mensch! Ich bin eine starkgeistige Frau, aber keine Tyrannin. Ich werde mich Deiner annehmen und mein Bestes tun."

„Ich danke Dir," versetzte Feller leise. Und er meinte es im Ernst, denn die Art und Weise seiner Frau hatte ihm von jeher Bewunderung und Hochachtung abgezwungen.

Julia sah ihren Mann eine Weile schweigend an, dann geschah etwas nicht alltägliches — sie ging auf ihn zu, legte die Hand auf sein Haupt und küßte ihn. „Reden wir nicht mehr über die Sache, Walter," sagte sie weich. „Das alte Leben ist zu Ende — laß uns ein neues beginnen! Sprechen wir von etwas anderem!"

„Zum Beispiel von Calvert."

„Ich muß ihm Abbitte tun," sagte Frau Feller langsam. „Ich mochte ihn nicht leiden, aber er hat sehr edelmütig gehandelt. Wir haben es nur seiner Diskretion zu verdanken, daß die Geschichte nicht an die große Glocke gehängt und ich öffentlich mit Schmach und Schande bedeckt wurde. Und ich freue mich jetzt von Herzen, daß Laura und Arnold nun bald heiraten."

Walter Feller kam also in jeder Hinsicht viel besser weg, als er verdiente. Frau Feller bat Arnold alles Böse und Unfreundliche, das sie ihm früher zugefügt, ab und dankte ihm von Herzen für seine Ritterlichkeit. Und nach Lauras Hochzeit, die wenige Monate später stattfand, wurden sie die allerbesten Freunde.

Auf dieser Hochzeit war auch Tracey mit seiner jungen Frau Gerda.

„Ich wünsche Dir von ganzem, ganzem Herzen alles Glück, liebe Laura," sagte Gerda und schloß die Freundin innig in die Arme. „Arnold ist ein so lieber Mensch und Ihr seid nun so reich!"

„Die Hauptsache aber ist, daß wir uns lieben," entgegnete Laura. „Wir kaufen uns eine hübsche Besitzung auf dem Lande und leben dort recht friedlich und in aller Ruhe. Arnold macht sich aus dem geräuschvollen Gesellschaftsleben ebenso wenig, wie ich."

„Was ist eigentlich aus der Villa Ajax geworden?"

„Sie ist noch immer zu verkaufen. Wer wird sie auch haben wollen nach dem, was darin passiert ist?"

„Ja, ich möchte sie nicht geschenkt haben!"

„Ich hörte neulich, sie solle niedergerissen und an ihrer Stelle ein großes Hotel erbaut werden. Doch wie geht es Deiner Mutter, Gerda?"

„O, viel besser, als früher. Sie hat sich förmlich verjüngt, seit sie den Einbrecher niedergeschossen hat."

Während sich die beiden Freundinnen so unterhielten, hatte Tracey Arnold Calvert in eine Ecke des Zimmers gezogen. „Sagen Sie mal, Calvert," begann er, „was macht eigentlich Bocaros? Da ich mehrere Monate auf der Hochzeitsreise war, habe ich gar nichts von ihm gehört."

„Er ist in seine Heimat zurückgekehrt, nachdem seine Wunde gut geheilt ist. Ich habe ihm eine jährliche Rente ausgesetzt."

„Eigentlich hätte er keinen roten Heller kriegen sollen, dieser Lump! Sie sind viel zu gut!"

„Nun ja, er hat allerdings erbärmlich gehandelt, aber ich glaube, der arme Kerl ist manchmal nicht ganz richtig im Kopf. Er ist übrigens verheiratet mit Emilie Dorn, dem früheren Stubenmädchen Frau Fellers."

„Was Sie nicht sagen!" rief der Amerikaner. „Na, das ist gar nicht so dumm von ihm. Aber ich habe diesem Mädchen nie recht getraut. Sie hat ganz gewiß unter einer Decke mit ihm gesteckt, was den Mord —"

„Um Gotteswillen, reden Sie nicht mehr von dem Mord," unterbrach ihn Arnold schaudernd. „Wenn ich bloß bedenke, in welch fürchterliche Lage wir alle geraten konnten, weil dieser Schurke — doch nein, lassen wir die Toten ruhen. Seine Schlechtigkeiten sind mit ihm begraben. Sagen Sie mir nur noch eins, Tracey: hat Frau Baldwin wirklich nicht gewußt, daß es ihr Gatte war, den sie niederschoß? Ich weiß, daß sie ihn später erkannt hat, aber als sie den Schuß abgab, wußte sie es da?"

„Rudolf Baldwin behauptet, sie habe ihn sofort erkannt. Das sagte er aber leise zu mir. Niedergeschrieben hat er es nicht, seiner Kinder wegen. Ich bin überzeugt, sie wußte, daß es ihr Mann war."

„Spricht sie manchmal von ihm?"

„Nie. Sie hat ihr altes Leben wieder aufgenommen, sie liest den ganzen Tag Romane und nascht Konfekt. Ich glaube, der Name ihres Gatten wird nie wieder über ihre Lippen kommen. Gerda weiß nichts von alledem. Wissen Sie übrigens, daß Frau Baldwin das Häuschen, in dem der Professor gewohnt, hat niederreißen lassen?"

„Ja, ich hörte davon. Sie will alle Erinnerungen los sein, die mit jenem Fall zusammenhängen. Gott sei dank, daß es zu Ende ist. Es war furchtbar!"

* * *

Das junge Paar reiste auf einige Monate fort. Unterwegs besprachen sie ihre Zukunftspläne.

„Die Einrichtung unseres Hauses mußt Du mir überlassen, Arnold," sagte Laura. „Du weißt, ich habe guten Geschmack."

„Das hast Du — und ich verstehe nichts davon," gab Arnold zurück. „Aber richte uns ja ein weißes Zimmer ein!"

„Um Gottes willen — nein!" rief Laura entsetzt. „Ich bitte Dich, Arnold, erwähne das nie, nie wieder!"

Arnold versprach es, und er hielt Wort.

So kehrte nach all den furchtbaren Aufregungen endlich überall Ruhe und Frieden ein, und man vergaß schließlich die entsetzlichen Ereignisse, die sich an den Mord in der Villa Ajax geknüpft. Auch die Welt vergaß es — und das weiße Zimmer ist verschwunden.

Ende.

Neuer Philippinen-Vulkan.

Die Philippinen-Insel Mindanao hat einen neuen, das heißt, bisher gänzlich unbekannten Vulkan aufzuweisen. Der amerikanische Leutnant Donnelly hat ihn erst im Juni 1916 entdeckt; und ein dienstlicher Bericht von ihm sagt darüber u. a.:

„Auf einer Auskundungs-Tour mit einer Truppen-Abteilung, von Kapaad aus nordwestlich durch die (großenteils noch sehr wenig erforschte) Piagayungan-Gebirgskette kam ich in Sicht eines aktiven Vulkans, welcher, allem Anzeichen nach zu schließen, erst ganz vor kurzem einen Ausbruch gehabt hatte, unter Entladung vulkanischer Asche und unter Rauch- oder Flammen-Erscheinungen.

Das läßt sich aus der Tatsache entnehmen, daß das ganze Laubwerk auf den Bergseiten, drei Meilen nach Südosten zu, ganz wie von Flammen oder heißem Rauch oder giftigem Gas versengt, und daß die Boden-Vegetation von Gras und Kräutern teilweise zerstört war. Die Stengel waren noch übrig geblieben, und die versenkten Blätter hatten ihre Form noch bewahrt. Der Ausbruch war jedenfalls neu genug, daß der Wind die gebrechlichen Ueberreste des verbrannten Laubwerks nicht einmal weggeblasen oder zerstört hatte."

Ueber diesen einen Ausbruch des Vulkans hinaus scheinen sich die Forschungen Donnellys nicht erstreckt zu haben; und es wäre wünschenswert, gerade hierüber noch etwas mehr in Erfahrung zu bringen. Möglicherweise können Geologen die Geschichte dieses Vulkans auf Jahrhunderte zurück verfolgen. Eine besondere Gefahr bildet der Vulkan nicht, da die Gegend weithin ohne menschliche Siedlungen ist.

Ein Brief.

Novellette von M. Holthausen.

Liebe Vera!

„Brüder schreiben nicht." Das sagtest Du unter Tränen in unserer Abschiedsstunde. Wir glaubten damals wohl beide nicht, daß ihr eine so lange Trennung folgen würde. Deine Behauptung zu widerlegen, habe ich mich nicht gerade sehr bemüht, obgleich Dir gewiß nicht sagen kannst, daß ich Dich ohne Nachricht gelassen habe. Kurze Kartengrüße waren es meistens nur, das ist richtig; aber was sonst sollte ich Dir schreiben? Ganz abgesehen davon, daß meine freie Zeit stets sehr knapp bemessen war. Von dem Jammer und dem Grauen, dem vielgestaltigem Leiden, das mich hier im Lazarett umgibt? Liebe Vera, der kleine Bruder, dem Deine liebevolle Fürsorge unsere früh verlorene Mutter ersetzte, er ist ein Mann geworden, ruhig, fest, hart zuweilen, wie der schwere und doch von mir freiwillig gewählte Beruf des Arztes es erfordert. — Was ich aber in diesem Kriege gesehen habe — ich kenne Dein weiches Herz und weiß, was es leiden wird durch all die Schilderungen und Darstellungen, denen man heute gar nicht entgehen kann, wenn Du auch in einer Gegend geschert lebst, die vor unmittelbarer Gefahr gesichert scheint. — Scheint; man muß sich vorsichtig ausdrücken, denn wer weiß, was die Zukunft bringt. —

Um Dich nicht vielleicht noch mehr zu betrüben und aufzuregen, habe ich Dir niemals Näheres über mein jetziges Leben geschrieben. Wenn ich heute eine Ausnahme mache so geschieht es, um mir eine Last von der Seele zu wälzen, die ich lange schweigend getragen habe. Einmal sich voll und ganz aussprechen, es war mir von jeher das beste Mittel, um mit einem tiefen Eindruck fertig zu werden. Und das muß man können, wenn man das Leben ertragen will. Sonst werden Erinnerungen zur unerträglichen Last. —

Folge mir mit Deinen Gedanken zurück in eine schöne Zeit, die wir miteinander verlebten. Bald werden es drei Jahre sein, da hatte ich Dir, mit der Autorität des Arztes und des Bruders, eine Erholungskur an der See verordnet, damit Deine durch die Ruhelosigkeit des Stadtlebens und die Anforderungen des großen Haushaltes etwas angegriffenen Nerven wieder ihre volle Spannkraft erhielten. Und Du bewiesest mir dann sofort, daß ich eine solche freie Zeit mindestens ebenso notwendig brauchte und Du meinem Rate nur folgen könntest, wenn ich Dich begleitete. Nun, das geschah — gehorsam war ich doch immer, wenn ich nicht zufällig das Gegenteil war — und wir verlebten genußreiche Wochen am Gestade jenes schönen, jetzt so viel umstrittenen Meeres. Wie der Ort hieß — Du weißt es ja ohnehin, es ist also überflüssig ihn zu nennen. Du erinnerst Dich natürlich auch unserer ganzen Pensionsgesellschaft, der allerliebsten kleinen Wiener Hofratstochter, die so temperamentvoll zu plaudern wußte, des klugen jungen Ingenieurs, dem man es auch in den ersten zehn Minuten anmerkte, daß der Stephansturm seine Wiege beschattet hatte, mancher weniger anziehenden Persönlichkeit und vor allem der „schwarzen Perle" unseres Kreises, der schönen Russin. . . Helene hieß sie! konnte sie denn überhaupt einen anderen Namen haben, als diesen meinen weichen, melodischen Lieblingsnamen? — „Schwarze Perle" hatte sie einmal jemand mit einem sonderlich taktvollen Scherz genannt. Aber schwarz war nur das Gewand, die tiefe Witwentrauer, die sie trug, und die so eigenartig reizvoll ihre liebliche Jugend, die goldenen Locken, die blauen Sternenaugen, die ganze lichte Erscheinung hervorhob. Oft hatte ich von dem Zauber der slawischen Frau gehörig und dazu gelächelt, ungläubig natürlich. Hier lernte ich ihn zum erstenmal kennen und verfiel ihm gründlich, so gründlich, wie wohl niemand von meiner Umgebung ahnte, auch Du nicht. Es wurde ihr ja allgemein gehuldigt, aber in den Grenzen, die ihre Lage gebot. Auch wenn sie das schwarze Gewand einmal mit einem weißen vertauschte, in dem sie womöglich noch schöner erschien, erinnerte ihr ganzes Wesen, ihre Art sich zu benehmen daran, daß der tiefe Schmerz, der durch ihr junges Leben gegangen war, eine Schranke um sie gezogen hatte, vor der kühnere Wünsche zurückweichen mußten.

Die mächtige Hand der Zeit wird auch hier ihre Arbeit tun, in den Abgrund der Vergangenheit hinabdrücken, was anfangs unbezwinglich schien, dachte ich mir und sah mit stiller Freude, wie Helene sich mehr und mehr an Dich anschloß. Auch böse Zungen konnten nichts darüber sagen, wenn der Bruder der älteren Freundin als Ritter der beiden Damen dann der Dritte im Bunde war. — So prägte sich das Bild der lieblichen und klugen Frau immer tiefer in mein Herz. Von ihren Familienverhältnissen sprach sie sehr wenig. Ihr verstorbener Gatte war Offizier gewesen, ihre Mutter war eine Deutsche — sie sprach ja vortrefflich deutsch; einmal erwähnte sie auch eines Bruders, Verwandte in Wien; mehr erfuhren wir nicht. Eine wirkliche Dame erzählt mich jeder neuen Bekanntschaft alles, was sie und ihr nahestehende Menschen betrifft. Man kann in dieser Hinsicht oft viel „schauernd miterleben" in Badeorten, und ich weiß nie, ob ich den Mangel an Takt oder die Vertrauensseligkeit der Erzähler mehr anstaunen soll —

Genug von der Erinnerung an jene schöne Zeit. „Erinnerung an Freude, ist nicht mehr Freude", sagt Shelley einmal. Besonders wenn — — aber ich will nicht vorgreifen. —

Die Abschiedsstunde kam. Wie beneidete ich Dich um jeden der vielen Küsse, die ihre blühenden Lippen auf die Deinen drückten, während die meinigen nur ehrfurchtsvoll ihre kleine, seidenweiche Hand berühren durften. Ihr sprach von Wiedersehen, denn sie stellte in Aussicht, daß sie im Winter ihre Verwandten in Oesterreich besuchen werde, von Briefwechsel und Bildertausch, von all dem, was bei solchen Gelegenheiten so oft gesagt und so selten gehalten wird. Diesmal war es anders: Brief und Bild kamen an Dich; mir wurde ein freundlicher Gruß beigefügt. Dieses Bild — wie oft habe ich es betrachtet, wenn ich Dich besuchte. Gewöhnlich verstohlen, denn auch Du solltest nicht wissen, wie tief der Eindruck war, den die schöne Frau auf mich gemacht hatte. Darum erzählte ich Dir auch nichts von meinem Plan, eine Studienreise nach Rußland zu machen, und von den Schritten, die ich getan, um mir Empfehlungen in die Universitätskreise jener Stadt zu verschaffen, in der sie wohnte. Ihre Eltern verkehrten mit den dortigen Professoren, das hatte sie einmal flüchtig erwähnt. Ein halbes Jahr ungefähr würde es noch dauern, bis ich an die Ausführung meines Planes denken konnte. Dann aber würde ich die Reise antreten, ihren Wohnort aufsuchen, die Bekanntschaft erneuern und dann — dann — — —

Wer hat nicht schon Luftschlösser gebaut? Und schließlich, warum denn nicht? Hatte ich ihr nicht alles zu bieten, was ein Frauenherz beglücken kann? Treue, Liebe, Herz und Hand, ein schönes Heim, eine geachtete Lebensstellung. Daß sie eine Fremde war, darum kümmerte man sich damals doch nicht. Die Menschheit war ja so schön auf dem Wege, nationale Unterschiede nur als interessante Beigabe auszufassen, das Gute und Wertvolle jedes einzelnen Volkes als Besitz der Allgemeinheit zu betrachten.

Mir wenigstens ist es so erschienen, und ich halte das auch noch heute für das wahrhaft erstrebenswerte Ziel, für den echten Fortschritt — trotz alledem. — —

Wenn die Lawine herabstürzt, begräbt sie alles unter sich, mag es nun kostbar oder unbedeutend, winzig oder stattlich sein; ihrer Gewalt widersteht nichts. Ich will hier einmal nur von leblosen Dingen reden. Wenn diese Empfindung hätten, so würde es ihnen, glaube ich, so vorkommen, als ob nur gerade sie das Verhängnis ereilte, als sei es besonders auf ihre Vernichtung abgesehen.

Aehnlich erschien es mir, als der große Krieg ausbrach; Geschichtsschreiber künftiger Zeiten werden vielleicht sagen: mit elementarer Gewalt. Bei allem Verständnis für das Große und Gewaltige, das hier auf dem Spiele stand, empfang doch jeder sein eigenes, kleines Geschick als etwas Besonderes, oft als etwas besonders Schmerzliches.

Auch ich hatte eine solche Empfindung. Dein nie sehr lebhafter Briefwechsel mit der schönen Russin hörte natürlich sofort auf, da die Grenze gesperrt war. Ich mußte einrücken und kaum als Arzt in ein Feldlazarett im Osten. Meine schönen Zukunftsträume sah ich verschwinden im blutigen Dunst des Krieges, oder doch in weite Ferne gerückt. Ganz aufgeben? — Es gibt nichts zähres, als solche aus Hoffnung und Phantasie gewobene Gebilde. —

Monate schwanden dahin, die Jahreszahl wechselte. Ich war bald da, bald dort, immer bei meiner traurigen, blutigen Arbeit, die nur ab und zu durch die Freude über einen glücklichen Erfolg verschönt wurde.

Russische Gefangene, darunter auch viele Offiziere, wurden meiner Behandlung anvertraut, und ich brauchte Dir wohl nicht zu versichern, daß ich mich ihrer mit der gleichen Sorgfalt angenommen habe, wie unserer Landsleute. Mensch ist Mensch, wenigstens in den Augen des Arztes, den die Würde und Bedeutung seines Berufes erfaßt hat. —

Vor einigen Tagen brachte man, nach einem kleinen Scharmützel, wieder russische Gefangene zu uns, darunter einen Offizier, den starker Blutverlust ohnmächtig gemacht hatte. Als er entkleidet und zu Bett gebracht wurde, fiel aus einer seiner Taschen ein Notizbuch. Ich nahm es in Verwahrung, ohne es weiter anzuschauen, und widmete mich dann der Pflege des Gefangenen, verband seine Wunden, die nicht gefährlich waren — nur Fleischwunden — und bald schlug der Offizier die Augen auf. Er war ein schöner, stattlicher Mann; Klugheit und Freundlichkeit sprachen aus seinen regelmäßigen Zügen. Nachdem ihm das Bewußtsein zurückgekehrt war, stammelte er wirre Worte, zuerst russische, dann französische. Es mochte ihm wohl allmählich klar werden, daß er in der letzteren Sprache mehr Aussicht habe, verstanden zu werden. Als er bemerkte, daß dies bei mir der Fall sei, bat er mich, ihm doch das kleine Notizbuch zu geben, und als ich ihm antwortete, so ohne weiteres, ohne Prüfung des Inhalts, könne das nicht geschehen, flehte er mich an, ihm doch nur die darin enthaltene Photographie zu zeigen, damit er sich überzeuge, daß sie nicht verloren sei. Er bat so leidenschaftlich, daß ich befürchtete, die Aufregung könne ihm gefährlich werden und das Buch hervorholte. In einer Seitentasche steckte ein Bild, Visitkartenformat. Ich nahm es heraus, um es ihm hinzureichen, warf aber zuvor einen Blick darauf. Die süßeste und gleichzeitig bitterste Ueberraschung meines Lebens drängte sich in diesen Blick zusammen.

Auf der Rückseite stand in französischer Sprache von einer mir wohlbekannten zierlichen Handschrift: „Erinnerung an Deine treue Braut, die für Deine glückliche Heimkehr betet." Datum ein halbes Jahr nach Ausbruch des Krieges. Und die Photographie, es war dieselbe, die Du von Helene besitzest, das liebliche Bild, das ich so gut, so unvergeßlich gut kenne. — Ihr Verlobter lag vor mir. —

Mit zitternden Händen griff er danach, betrachtete es lange mit dem Ausdruck, der innigsten Liebe und gab es mir dann zurück, nachdem ich ihm versichert hatte, daß ich es gut aufbewahre und er es wieder haben werde, sobald er gesund sei. Er dankte mir, und dann fielen ihm vor Erschöpfung die Augen wieder zu. Seine Jugendkraft wird siegen; er wird bald genesen und ich werde ihn in meine besondere Obhut nehmen.

Ihn werden wir nicht begraben. Nach dem Frieden, den jetzt schon die ganze Welt ersehnt, wird er in sein Vaterland zurückkehren und glücklich sein mit ihr.

Mein Traum aber, der liegt begraben unter der furchtbaren Lawine dieses Krieges und wird sich nie mehr erheben.

Ich werde mich dem Verwundeten nicht zu erkennen geben als Bekannten seiner Braut, die ihm vielleicht nie Deinen oder meinen Namen genannt hat. Freundliche, gleichgiltige Worte über sie und jene mir unvergeßliche schöne Zeit zu reden, das erscheint mir unmöglich. Jetzt wenigstens habe ich diese Empfindung. Alles soll verweht und verschwunden sein wie eine rosige Abendwolke am Horizont.

Darum, liebe Vera, wenn Du mir schreibst, und ich bitte Dich, dies bald zu tun, erwähne nichts von dem Inhalt dieses Briefes.

Aber Helenens Bild bewahre doch sorgsam auf.

Dein treuer Bruder

Georg.

— Geistvoll. „Wieso heißt denn das Fahrzeug „Rumpler-Taube?"

„Weil es so rumpelt, daß Taube es hören können!"

— Unter Freunden. „Ihre Frau ist Aerztin? Wann hat sie denn ihre Sprechstunden?"

„O, die spricht den ganzen Tag."

— Traditionell. Er: „Meine liebe Karla, ich würde Sie furchtbar gern heiraten, aber Familien-Traditionen stehen mir da hindernd im Wege".

Sie: „Ich verstehe nicht — —"

Er: „Ja, sehen Sie, seit Generationen, vom Vater zum Sohn, sind wir Junggesellen gewesen."

— Nach dem Theater. Er: „Nu, wie hat Dir der „Wilhelm Tell" gefallen?"

Sie: „Großartig, am schönsten war die Wahrsagerei".

„Wahrsagerei? Wieso?"

„Nu ja; der Tell hat doch gesagt: „Durch diese hohle Gasse muß er kommen", und wahrhaftig — er ist auch gekommen!"

— Höchster Dalles. Student Schlauch: „Sag', Spund, hast Du etwas Mammon übrig für mich?"

Student Spund: „Mein Lieber, wenn die frische Luft pro Kubikmeter umsonst zu haben wär', müßte ich elend ersticken".

— Stilblüte. (Aus einem Bericht). Es war vorauszusehen, daß der tote Punkt, auf dem die Verhandlungen angelangt waren, sich keiner langen Lebensdauer erfreuen würde.